

Die Mutterkrippe Berns

Autor(en): **H.S.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 45

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ten und darum jede andere Untersuchung dahinstellen, daß Hans aufs mal Hedwig in den Armen hielt und Hedwigs



Kinderkrippe Münzgraben Bern (Gründung 1873).

Köpfchen an seiner Brust lag, was dem Köpflein zu gefallen schien, dieweil darüber hinweg die Liebe Hansens nur so prasselte und rasselte. Und als sie gar verstummte und der vorhin so trefflich sprechende Mund herunterfiel, fand er, alles wie von selbst, einen anderen Mund, und Ruß wurde mit Ruß bezahlt, in stummer, stiller, unbestrittener Uebereinkunft.

Wer weiß, was noch alles geschehen wäre, denn August stand unter dem mächtigen Apfelbaum gelehnt, und dieses Mal gab ihm die uralte Schlange keine Eifersucht ein auf die beiden Leute in der Scheune, nein, sie erfand in Assoziation mit August noch einige neue „Warum? Darum!“ in Sachen August contra Käterli. Doch war um alles Böse zu vermeiden, Tante Laura auf dem Sprung. Ihrem Gemüte schwante beim Anblick Augusts unterm Apfelbaum Böses, und sie machte ihrem Herzen Luft, indem sie im Vorbeirennen August ein überzeugtes: „O du Esel!“ an den Kopf warf. Dieser junge Mann schloß sich seiner Tante, auf diese Zärtlichkeit hin an, und die Tante Laura ging in die Scheune selbst und stieß, kaum hineingetreten, einen freischendenden Schrei aus, fiel aber leider nicht in Ohnmacht, sondern schrie alsbald:

„Das schlägt dem Faß den Boden aus, aber Hedwig, aber Herr Kandidat, schämt ihr euch, alle beide, denn nicht!“

Auf diese Anrede fuhren sich Hedwig und Hans aus den Armen; so rasch und rauh wurden ihre eben gefundenen Herzen getrennt. Hedwig war geradezu verwirrt, faßte zuerst mit beiden Händen nach ihrer Frisur und schaute

sich verwundert um, und dann befann sie sich, was denn eigentlich für ein Unglück geschehen war. Und im Nu erfaßte sie die Lage, schritt auf den von einem auf den andern Fuß tretenden Hans Mantel zu, faßte seinen Arm und sagte ruhig, aber sehr bestimmt, wie das einem verwöhnten, jungen Frauenzimmerchen zukommt:

„Tante, August und ich heiraten uns nicht.“

Tante Laura wollte darauf gerade sagen: „Na, das werden wir ja sehen“, verstummte aber einige Augenblicke ob so viel Frechheit, weshalb ihre Worte ungesprochen dahinstarben vor ihrem Dasein. Denn August eilte mit offenen Armen auf die beiden Sünder zu und jubelte:

„Also, du willst mich nicht, Hedwig?“

„Nein, August.“

„Ach, Hedwig, wie soll ich dir das danken!“

Nun griff sich Tante Laura an den Kopf, Mord und Totschlag hatte sie erwartet und nun das; die Welt war aus den Angeln gegangen. August aber redete auf die Tante ein, machte ihr seine Liebe zu Käterli begreiflich und appellierte an ihre Güte, an ihr edles Herz; daß sie doch nicht vier Menschen unglücklich machen wolle, und so wußte der aufs mal herbedte August viel zu sagen. Als auch Hedwig und ganz bescheiden Hans mit vereinten Kräften als Dreibund auf die Tante einstürmten, konnte sie schließlich nichts anderes als ja sagen und sogar, um der Frechheit die Krone aufzusetzen, den Fürsprech bei ihrem Bruder machen.

Doch ihre Rache nahm sie sich. Denn unter solch gewaltsam verändertem Gesichtspunkte mußte der Bauer ins Heu und Hedwig zur Bäuerin in die Küche liegen, trotz dem Protest Hedwigs, der Hunderte von Fliegen wegen, die in der Küche summten. Es nützte alles nichts, darin war die Tante unerschütterlich. Immerhin redete sie dafür beim Vater Argast ein gutes Wort, und so kam Hans Mantel in Balde zu seiner Frau, und seine Sehnsucht war gestillt.

— Ende —

Die Mutterkrippe Berns.

Zum 60jährigen Bestehen der Münzgraben-Krippe 1873—1933.

Es ist ein liches Blatt im Buche der Wohlfahrtswerte, das von den Kleinen und Kleinsten spricht, deren Gedeihen unter die Obhut fürsorgender Nächstenliebe gestellt ist. Auf charitativer Grundlage hatte Bern im 19. Jahrhundert weitgehende philanthropische Bestrebungen verwirklicht, die sich in der Gründung von Vereinen und Anstalten zum Wohle der Armen und Kranken äußerten. Ergriffen von der leiblichen und seelischen Not unbeaufsichtigter Kinder, deren Mütter tagsüber dem Verdienst nachgehen mußten, gründeten hilfsbereite Kinderfreunde im Jahre 1873 eine Stiftung, zu deren Gunsten sie einen Aufruf im „Intelligenzblatt“ der Stadt Bern erscheinen ließen. Die Saat war auf guten Boden gefallen! Geldmittel, Hausrat und Naturalien flossen der Stiftung so reichlich zu, daß im südlichen Eckhaus des Münzgrabens, der damals noch Gerbergraben hieß, eine kleine Wohnung, zum Betrieb einer Krippe gemietet werden konnte.

Die Einweihung dieser ersten Krippe, der Mutterkrippe Berns, gestaltete sich zu einem lieblichen Festakt in den mit grünen Zweigen und Blumen geschmückten

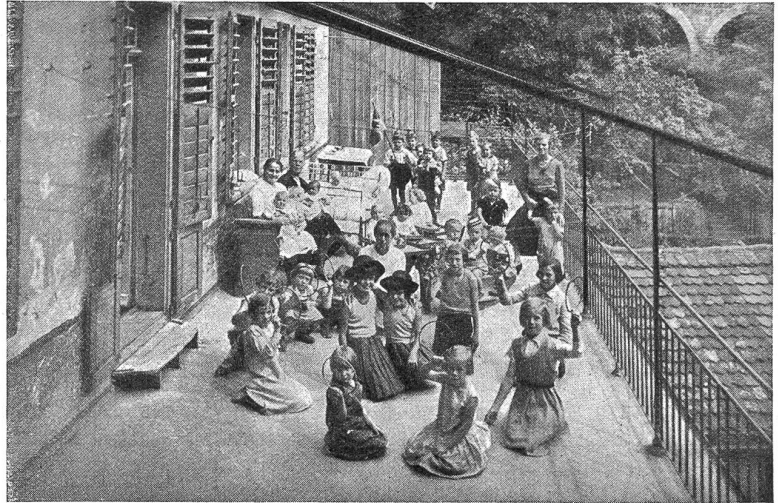
heimeligen Stuben, wobei nicht nur Pfarrherren als Patronate der Stiftung das Wort ergriffen, sondern auch die kleinen Pflegebefohlenen in den Wiegen mit kräftigen Stimmchen mitsprachen, „ohne aber wesentlich zu stören“, wie in launiger Weise der Stiftungsbericht erwähnt, „gehörte es ja doch zur Sache, denn die Kleinen waren ja eigentlich die Hauptpersonen.“

Wie glücklich war auch das Haus gewählt, das Berns erste Krippe barg und sie durch Jahre und Jahrzehnte hindurch bis auf den heutigen Tag getreulich unter seinem ländlich großen Vordach schirmte. Im Herzen der Altstadt gelegen und doch freistehend, liegt es, von allen Seiten leicht erreichbar, am schönen, sonnigen Südhang der Stadt. Ungehindert scheint die Sonne in alle Stuben und Winkel der Krippe, die sie hell und wohllich macht und überflutet mit Wärme und Licht die große Terrasse, das Spielparadies der Größern, auf welcher im Sommer auch die Bettchen der Kleinsten stehen, vom schützenden Dach der Marquise beschattet. Den Hang hinunter und bis an den Ueberrest der alten Stadtmauer reicht der Garten, in dessen ausgedehnter Anlage die Krippenkinder sich bei frohem Spiel ergehen können.

Die Stadtkrippe bewies schon im Gründungsjahr, welch großem Bedürfnis ihr segensreiches Wirken entgegen kam, da noch vor Ablauf desselben zu den bestehenden drei Zimmern ein viertes gemietet werden mußte. Dazu gelangte schon bald ein Bittgesuch aus der Lorraine an das Komitee, auch im dortigen Quartier eine Krippe zu errichten, was freudig übernommen wurde. 1875 wurde die Lorrainekrippe eröffnet, welche mit der Mutterkrippe verbunden blieb, bis sie im Jahre 1918 von der Stadt Bern als Gemeindegrippe übernommen wurde. Anregend wirkte das Beispiel der Münzgrabenkrippe auch auf die andern Quartiere der Stadt, in welchen im Laufe der Jahre Krippen gegründet wurden. Bern besitzt heute deren zehn, von welchen fünf der Gemeinde gehören und fünf, darunter die Mutterkrippe, von der Gemeinde subventionierte Privatkrippen sind.

Vorbildlich bescheiden blieb die Münzgrabenkrippe dem einfachen Sinn ihrer Gründer getreu. Noch heute bewohnt sie das alte, heimelige Haus, in welchem ihr im Jahre 1920, als die Gemeinde Bern die Besitzung erwarb, die größte und sonnigste aller Wohnungen zugewiesen wurde. Wohlbehütet ist das Werk durch das Auf und Ab der wechselnden Zeiten geslitten und hat nie Mangel gelitten. War einmal Mangel zu Gast, so leitete er über zu Besserem, Brauchbarerem, so seltsam das klingen mag! So gab Mangel an Petrol, das früher die alleinige Beleuchtung der Krippe besorgte, den Anlaß, im Jahre 1915 das längst erwünschte Gas installieren zu lassen. Und wiederum war es Mangel, oder vielmehr zu knappe Rationierung des Gases, welche im Jahre 1918 zu der Einrichtung des sauberen, hygienischen elektrischen Lichtes führte, welches geruch- und geräuschlos seine Helle bis in die kleinsten Winkel der geräumigen Wohnung spendet.

Die Münzgrabenkrippe ist in den 6 Dezennien ihres Bestehens selten an die Öffentlichkeit getreten. In aller Stille erfüllte sie getreulich ihren Wirkungskreis. Von Stille war zwar nie viel zu bemerken, denn schon vom frühen Morgen an truppeln leichte Kinderfüßchen, von sorgenden Eltern geleitet, der Krippe zu und helle Kinderstimmen, die nur nach dem Mittagessen, wenn alle schlafen sollen, ein Stündchen verstummen, füllen mit kindlich frohem Gepolter, mit Singen und Tubeln die Räume der Krippe. Wieviel warmes, sprudelndes Leben birgt sich hinter der klaren Sachlichkeit der Zahlenfront, die die Frequenzliste all der Jahre uns zeigt. Neben den Krippenkindern, deren



Spielende Kinder mit Pflegepersonal auf der Terrasse der Krippe.

Alter von 3 Wochen bis zu 6 Jahren festgelegt ist, kommen häufig auch ältere Geschwister und frühere Krippenkinder, um die Mahlzeiten und ihre schulfreie Zeit oder auch Ferientage in der Krippe zu verbringen. Diese Versorgung bedeutet eine große Wohlthat sowohl für die Kinder als auch für ihre Mütter, welche, der Kinderzucht entzogen, ihrer Arbeit nachgehen können.

In den 60 Jahren des Bestehens ist die Quelle der liebenden Fürsorge, der Hilfe und Hilfsbereitschaft nie versiegt. Brachten die Jahre auch viel mit sich, Krieg und Teuerung, Krisen und allerlei Not für Stadt und Land, so blühte geborgen und wohlversorgt die Krippe im Herzen Berns. Von ihrer Gründung an bis 1899, also während 26 Jahren, lebte die Münzgrabenkrippe ganz nur aus privaten Mitteln und dem Ertrag von Wohlthätigkeitsveranstaltungen. 1906 trat sie dem Schweiz. Zentralkrippenverein bei, welcher durch seine Subventionen mehrmals ein Defizit der Jahresrechnung in ein erfreuliches Plus verwandeln half. Neben den privaten Gönnern, die der Krippe trotz vielseitiger Inanspruchnahme immer noch treu geblieben sind, haben Zünfte, Banken, Leiste und Vereine, vor allem auch Pro Juventute, die Krippe in weitherziger Weise unterstützt. Das Bürgerliche Forstamt läßt alljährlich ein Kasten Buchenholz vors Haus führen und die Postdirektion spendet freundlich Freimarken. Reichlich fließen, besonders in obstreichen Jahren, die Gaben an Wintervorräten und jeweiligen Jahr für Jahr für die Weihnachtsfeier, die der Krippenleitung ermöglichen, jedem unter den 60 bis 70 Kindern ein großes Weihnachtspaket, enthaltend Kleidungsstücke, Spielzeug und Lebkuchen, zu überreichen.

Neben den bereits erwähnten Donatoren, gebührt der wärmste Dank der Direktion der Sozialen Fürsorge der Stadt Bern, welche seit vielen Jahren durch Tragung des Mietzinses und stete Erhöhung des seit 1899 gewährten Gemeindebeitrages es der Münzgrabenkrippe möglich machte, durch neuzeitlich bedingte, hygienische Verbesserungen, Installationen, Gehaltserhöhungen und notwendige Anschaffungen, heute noch, 60 Jahre nach ihrer Gründung, ihre wichtige soziale Aufgabe voll und ganz erfüllen zu können.

Die Münzgrabenkrippe hat auch ihren bedeutenden Anteil daran, daß die Säuglingssterblichkeit, die nach den Erhebungen von Professor Dr. Mangold vor 50 Jahren noch jeden 5. Säugling betraf, so sehr abgenommen hat. Ferner ist sie durch Anleitung dafür besorgt, daß die Kinder auch zu Hause richtig gepflegt und ernährt werden; sie erstreckt fernerhin ihre Fürsorge auf die Mütter, an deren Not und oft so vielen Bekümmernissen sie warmen Anteil nimmt und die sie zu heben und lindern sucht.

Menschenliebe strömte aus der ersten Wiege, die von gütiger Hand im Jahre 1873 ins liebe, alte Haus im Münzgraben getragen wurde. Sie barg in sich den Gedanken des Kinderhilfswerkes, den sie zur glücklichen Tat erhob.

Ein guter Stern möge auch fernerhin leuchten über dem Haus und seiner Krippe, der Mutterkrippe Berns.
H. Sch.-D.

Auf fremder Eisenbahn.

(Von einer Reise in Lettland.)

Von Riga nordwärts rollt der plump-eifertige Personenzug. Die schwere Lokomotive stampft, ihre langen Wagen klopfen in festem Rhythmus die Schienen auf Sand und Staub. Durch Wälder, Felder und Wiesen zieht sich der breite russische Eisenstrang, durch dürres, dürstendes Land. Staub wirbelt neben den schmalen Fenstern vorbei, formt sich zu gewaltigen Wolken, die sich unentwegt hinter dem eilig dampfenden Zug verlieren. Matt steht die Vormittags-sonne über dem endlos vorüberziehenden, ebenen Land. Eintönig ist das unablässige Rieseln von Staub an den schmalen, schräg hinausstehenden Fensterschuhladen. Brütende Hitze, trodene Stille im halbbesetzten hohen und breiten Wagen. Stumme und schlafende Fahrgäste. Massige Läden liegen starr in der Höhe über den Sitzplätzen. Unbekannte Menschen ruhen darauf lässig ausgestreckt im Halb- und Ganzschlaf. Andere lesen Zeitungen: Lettische und russische mit fremder Schrift. Fast alles sind Bauern, tragen hohe, schwere Stiefel.

Gegen Mittag kreischen die Bremsen vor Valk, der lettisch-estnischen Grenzstadt, von wo ich mein Reiseziel mit einem Nebenausbähnlein erreichen muß. Lettisch-Valk heißt der Bahnhof, und dieser Name verrät ein Stück Grenz-kampf der jungen, ehemals russischen Staaten. Bei der Grenzfestlegung nach dem Weltkrieg machten Lettland wie Estland Anspruch auf diese bedeutende, völkisch gemischte Stadt. Schließlich blieb nur der eine Ausweg: halbieren. Und mitten durch die Stadt führt heute der farbige Grenz-zahn, und jede Halbstadt besitzt ihren eigenen Bahnhof. Den Schalterdienst im Bahnhof versteht ein junges gewandtes Fräulein, antwortet mit größter Selbstverständlichkeit dem bunten Publikum auch in estnisch, russisch und deutsch, läßt nebenbei die lustigen Kügelchen eines flachen,

handlichen Zählrahmens hin- und herspielen, um so rasch und sicher Billette und Preise für Gepäc-Beförderungen zusammenzuzählen.

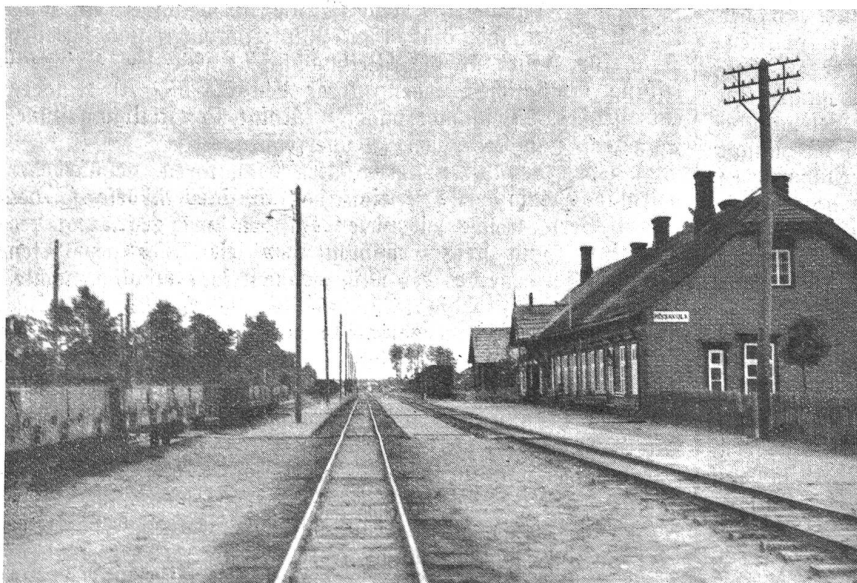
Neben dem rot-weiß-roten besagten Bahnhofgebäude aus Ziegelstein wartet schon das feste Bähnlein, steht gewaltig unter Dampf auf Spurweite fünfundsiebzig Zentimeter. An Wiedergaben jugendlicher Bilderbücher erinnert mich seine Lokomotive, ein altertümliches Möbel, woran der riesige, trichterförmige Schornstein die Hauptsache ist. Sie, die Kaffeemühle, scheint sich ordentlich auf die große Fahrt vorzubereiten. Sie faucht und zischt und ist in großer Aufregung. Vierzig Kilometer beanspruche ich von ihr, dazu braucht sie zweieinhalb Stunden und hat noch lange nicht ihr Endziel erreicht.

Ein schriller Pfiff, dann legt sie mächtig los, frech und frachend den Rauch von sich stoßend. Die langen, vierachsigen Wägelchen klappern blechern über die letzten Weichen hinaus in stilles Land. Dürre Wiesen ziehen dicht am Fenster vorbei, die Grillen zirpen, und heiß brennt die Sonne vom klarblauen Himmel herunter. Dann eine schwache Steigung und der schmale Schienenstrang schlüpft in einen Wald. Die Lokomotive verliert von ihrem frohen Uebermut. Sie bockt, hustet und zwängt mit Mühe die polternden Wägelchen in die schattige Waldschlucht. Würzig und erquickend ist der neue Atem, der Atem der greifbar nah vorüberstolpernden Tannen und Birken. Nachher kommt wieder offenes, weites Land. Mit ungewohnt kleiner Geschwindigkeit fahren wir unermüdet weiter. Keine heimatliche Straßen, nur schlechte, ausgefarrte Landwege kreuzen hier und da die Schienen. Nirgends sieht man Automobile, nur kleine, klapprige Einspänner, unter denen die staubigen Wege rauchen.

Bei einer kleinen Station gibt es kurzen Aufenthalt. Ein paar stille Bauerngehöfte, die sich aus mehreren Holzgebäuden zusammensetzen, umrahmen das einfache Stationshaus. Eine große Petrollaterne klebt schief an der Bretterwand neben dem niedrigen Eingang. Ein Stationsarbeiter rauscht mit nackten Füßen durch den Staub zum Gepäc-wagen, um Güter auszuladen. Auf einem weiten ausgefarrten Platz neben dem Geleise steht ungeduldig ein Pferd mit kühnem, malerischen Krummholz hinter dem Kopf und kleinem, einfachen Holzwagen. Ein heimkehrender Bauer mit Stiefeln und dunkler Schildmütze übernimmt das Fahrzeug und klappert eilig davon, weithin von Staubwolken verfolgt. Weit in der Runde wogt stilles, ebenes Land in bunter Harmonie: goldene Getreidefelder, hellbraune Flächen, trodengrüne Wiesen, leichter Wellengang ferner, dunkelblauer Wälder. Darin wie verankerte Schiffe vereinzelt liegende Gehöfte.

Das Bähnlein klopft weiter. Ab und zu zeigt das Geleise seine Schwächen, und die Wagen schaukeln hin und her, als wollten sie ihren lebendigen Inhalt nach rechts und links in den Graben schmeißen. Dann heult die Lokomotive wieder los, daß ihr dabei kein Dzeandampfer nachkäme. Grund: Eine dunkelbraune Kuh suchte friedlich ihr Futter auf dem Geleise. Plump hüpfte sie zur still grasenden Herde zurück.

Ich setze mich in die Wagenecke, entzünde eine Zigarette. Wird wohl Raucher-abteil sein, Aschenbecher sind ja vorhanden und etwas einzuwenden hat auch niemand, nicht einmal der korrekte Herr gegenüber mit der Brille, von dem ich wetten würde, daß es ein Schulmeister ist. Bald darauf kommt der Schaffner, macht Halt und spricht für mich unverständliche Worte.



Abend in Mõisaküla (Lettland), Endbahnhof der geschilderten „Nebenbahn“.